

Das Menschlein Matthias.

20] Erzählung von Paul Jig.

8. Die Flucht.

Erst am dritten Tag nach Marias Begräbnis hellte sich der Himmel wieder auf, doch nicht zugleich das Antlitz der trauernden Mutter, deren Seufzen und Wehklagen um das verlorene Kind kein Ende nehmen wollte. Es war, als müßte sie der Abgeschiedenen alle Liebe, welche diese im Leben vermocht haben mochte, in den Tod nachschicken. Konrad, Matthias und Frida hörten bedrückt und verstört zu, so oft sie die Tote besprach: „O Mariele, wie mag Dir jetzt sein! Wohl, wenn's einen Himmel gibt, so weiß ich, wo Du bist. Du hast ihn verdient, gewiß mehr als wir alle!“ Oder wenn sie deren Verzeihung anrief für manche Gärten, die ihr hernach einfielen. In ihrem Schmerz war dieses „zu spät“ der bitterste Kern, den auch die Kinder herausspürten. Sie kamen kaum mehr zum Aufatmen, keines getraute sich, das andere zu ermuntern. In der engen Stütze war ihnen der Meister Tod so nah gekommen, daß sie sein frostig Wehen noch lang nachher im Innern fühlten. Satten sie doch die Entsehungsmienen der Eltern während Marias letzten Stunden, deren Nachtwachen bei der Leiche heimlich miterlebt und das ihnen auf einmal so fremde Geschwister in seiner blassen Starrheit beschauen mußten. Auch die Schreden des Begräbnismorgens steckten ihnen noch in den Gliedern. Es fiel ein so faden-dichter Regen, daß man kaum noch das Tobel sehen konnte, als die vier nach dem Gupf entwandten Träger der Kirchengemeinde kamen, um die Leiche abzuholen. Außer ihnen hatten sich nur zwei Verwandte in dem Trauerhaus eingefunden. Auf dem Tisch in der Stube stand nach ländlichem Brauch eine Flasche „Roten“, von dem die Gäste zuweilen einen Schluck nahmen, um ihre Bekommenheit zu ertränken oder ein Trostwort für die Leidtragenden zu finden. Die Kinder saßen zusammengebrängt in qualvollem Harren hinter dem Tisch, während die Mutter trotz allem Zuspruch nicht vom Sarg wegzubringen war. Der Vater Angehr und Marias Patin mußten sie mit Gewalt von dem schwarzen Gehäuse losreißen, worauf die vier Männer wie auf Kommando schnell zugriffen und mit der traurigen Last vorangingen.

Der grau zerfließende Herbstmorgen machte den düsteren Gang vollends zu Schauer und Trübsal. Das Begräbnis glich einem Spuk und Gespensterzug. Unheimlich schwankte und schüttelte der Sarg auf den Schultern der Kirchendiener, die auf dem steil ansteigenden Staffelpfad nur beschwerlich vorwärts kamen. Es sah aus, als könnte jeder nächste Schritt Unheil bringen, ein anderes als das droben geschaufelte Grab sich aufstun. Das Bahrtuch tropfte, aus den Krempen der vier altersgrünen Zylinder rührte der Regen wie aus Dachrinnen, die schwarzen Gehörde glänzten vor Nässe. Als Erste ging die Wirtin zum Gupf hinterdrein, barhaupt, in einen wollenen Schal gehüllt; ganz zerschlagen von den Nachtwachen und Erschütterungen, mußte sie alle Minuten stillstehen, nach Luft ringen. Ihr nach haßten die Kinder, drei unter einem Schirm, gleich Opferlammchen, aneinandergeschmiegt mit kläglichen Armsündermienen. Die kleine Frida hatte um alles in der Welt nicht bei der fremden Wärterin zurückbleiben wollen. Sie mußte sehen, wo das liebe Mariele, ihr Vize-mütterchen, hingeschafft wurde. Zwei Kränze tragende Frauen und der stummleidende, abgeraderte Vater beschloßen den ärmlichen Zug, welcher, unter der Peitsche des Himmels geduckt, keuchend berganstrebte.

Dieser Kirchgang kam den Angehrleuten nicht aus dem Sinn, immer meinte die Mutter wieder das gräßliche Klatschen des Wassers zu hören, als der Sarg mit ihrem armen Kinde versenkt wurde.

„Wenn sie wenigstens ins Trockene gekommen wäre . . . grauslicher hat gewiß noch keine hinunter müssen!“

Nun der Himmel herrlicher blaute als je, hielt es Konrad daheim nicht mehr aus. Er wollte lieber wieder mit dem Hausierkorb wandern, als das wimmerige Leben in der Gupf-hütte länger ertragen. Der Vater war schon am Tag nach dem Begräbnis an die Arbeit gegangen. Was half das stiere Gerummeln? Es machte nur böjes Blut.

Beim Mittagessen gab der Große seinen Willen kund, und die Mutter ließ ihn gern gewähren. Auch sie hatte bereits wieder Fühlung mit der Außenwelt genommen. Von denen, die während der fernsichtigen Herbsttage auf dem Gupf Kast machten und die Wirtin etwa nach der Ursache ihrer Trauer befragten, ließ der und jener, ohne daß sie's scharf drauf anlegte, eine mildtätige Gabe unterlaufen. Man durfte die Hände nicht in den Schoß legen. Hier oben mochte sie jetzt erst recht weder leben noch sterben, obwohl sie zehnmal im Tag aufstöhnte: „Oh, wär' ich bei Dir, Mariele . . . lieber heut als morgen!“ In ihrer Melancholie wußte sie selbst nicht recht, wie unerschütterlich ihre gesunden Instinkte an irdischen Dingen festhielten.

An diesem Mittag kam sie vollends wieder auf den Damm. Da war ja auch der ungattliche Schwestersohn ihr mehr als je ein Dorn im Auge, seit seine Alte am Nerven-fieber daniederlag. Sie konnte ihn nicht ansehen, ohne an fehlgeschlagene Hoffnungen erinnert zu werden. Zwar hatte sie sich ernstlich vorgenommen, nächstens einmal ein eigen Wortlein mit dem überzwerchen Herrn Vater zu wechseln und, wenn möglich, ganz im stillen ein gutes, rundes „Abstands-sümmchen“ für den „Bankert“ herauszuschinden. Die Krankheit der Schwester bot hierzu einen triftigen Anlaß. Inzwischen sollte das Büschlein, dem's Genid von Tag zu Tag steifer wurde, erst recht ihren festen Willen verspüren.

Matthias war wirklich ein unverbesserlicher Kopfhänger geworden. Es kam vor, daß er, mit einem Auftrag fortgeschickt, auf halbem Wege wieder umkehrte, weil er die Bestellung vergessen hatte. Rief man ihn an, so hörte er nicht oder fuhr wie ein Hellscher aus seinen Gesichtern auf. Das vertrackte Wesen war in diesen Tagen auch dem Vater, Angehr aufgefalle, so daß er den Pflögling einmal ernstlich beiseite nahm. Aber er konnte mit aller Milde nicht mehr aus dem Tröpflein herausholen als das einfältige Flennen: „Ich möcht' wieder zu meiner Mutter!“ Da mußte auch eine Lamms-geduld aus der Haut fahren.

„Deine Mutter liegt auf Gotterbarmen im Spital und kann sich selber nicht helfen. Sei zufrieden, daß Du bei uns versorgt bist, sonst müßtest Du ja ins Waisenhaus wandern!“ gab der Wettergötti unhold zu verstehen. Was half's? Der Bub mochte sich in nichts mehr schiden. Da bereits auch eine Vermahnung des Schulmeisters eingetroffen war, galt es, an allen Strängen zu ziehen. Das sagte sich wenigstens die Angehrin. Aber ihr einziges Remedium war Gewalt, Unterdrückung. Matthias traute ihr just soviel wie einem Wespen-nest, und wenn sie gerührt war, graute ihm vor dem trüben Wasserlein, darin er sein Herz nimmer baden mochte. So konnte sie keine echte Güte gegen ihn aufbringen. Sollte sie die Augen vor ihm niederschlagen, der verdrehte Wicht ihr gar zur Geißel werden?

Beim Essen erwies es sich wieder, daß er ihr kein Titel-chen Ehre erzeigen mochte. Die drei Kinder saßen wie gewohnt auf der Bank, Frau Angehr ihnen gegenüber. Mitten auf dem Tisch stand die Kaffeekanne neben einer Schüssel mit dampfendem Maisribbel. Aber außer der Hausfrau durfte nur der Große frei zugreifen; die Kleinen bekamen ihr Teil auf den Teller hinaus, und wenn sie mehr wollten, mußten sie bescheiden darum bitten. Bei Frida hatte das keine Not; sie ließ kein Gelüst unkommen. Matthias hingegen brachte die Bitte um mehr nicht über die Lippen, trotzdem er noch rechtlichaffen Verlangen trug. Wußte er doch, daß ihm die Wasgotte expreß so wenig herauserschöpfte, um ihn zum Betteln zu zwingen.

Nun schielte er bei seinem leeren Teller böse auf den schmalzgetränkten Maisberg, welcher, da Konrad frechen Raubbau trieb, unheimlich schnell zusammenschrumpfte. Auch die Angehrin stopfte vor Zorn über des Kleinen Verstocktheit mehr als nötig in sich hinein. Der Lauser brachte sie noch um den Verstand.

Als sie das letzte Bißchen der vor Satttheit würgenden Frida zuteilte, schlüpfte Matthias unter dem Tisch durch heulend hinaus.

„Gelt, es war Dir wieder zuviel, mir das bißchen Ehr' anzutun! Dafür kannst Du nun hungrig auf die Reise, 's hat auch sein Gutes. Du trägst so leichter!“ höhnte sie zu allem noch hinter ihm her. Diese Vornehmheit hatte er bei-keine nicht gestohlen. Aber daß er trotz all ihrem Tribulieren

nicht zu duden war, dachte sie schier eine Hererei. Ganz dumm und kopfscheu stand sie vor dem trohigen Ehrgefühl des übel geleiteten Kindes.

Danach füllte sie eilig die beiden Körbe und hieß die Burschen marschieren. Konrad wollte niederwärts, die Weiler um Stimmen abwandeln; Matthias wurde nach der Haslachser Höhe geschickt. Sie schritten beide dem Tobel zu. Der Große, von Grund auf froh, wieder frischere Luft zu schnappen, seine überschüssige Kraft zu tummeln, merkte seine Bürde kaum und ließ den Genossen bald hinter sich zurück.

(Fortf. folgt.)

Das teuerste Land Europas.

Das Proletariat leidet überall, wo in der Welt sich die kapitalistische Betriebsform der Gesellschaft entfaltet hat, unter den gleichen Zwangsbedingungen des Systems, deren notwendige Wirkungen erst beseitigt werden können, wenn das kapitalistische System selbst beendet ist. Aber innerhalb der gleichen kapitalistischen Ordnung, innerhalb ihrer Bedingungen und Schranken entfaltet sich mehr und mehr eine große Mannigfaltigkeit des proletarischen Daseins, der Lebensverhältnisse der Lohnarbeiterschaft. Innerhalb desselben Landes klassen auch im Proletariat selbst große Unterschiede der geistigen und wirtschaftlichen Kultur. In den verschiedenen Ländern aber der zivilisierten Erde gestaltet sich das Los des Proletariats durchaus verschiedenartig. Nicht nur ist das Maß politischer Freiheit, wirtschaftlicher Abhängigkeit, gesellschaftlicher Achtung ungleich, je nachdem der Arbeiter in einer radikalen Demokratie oder in einer halbfeudalen Militärmonarchie lebt, sondern auch die unmittelbare wirtschaftliche Lage, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen, Lebenskosten, Lohnhöhe zeigen weit auseinander führende Richtungslinien. Das Maß des kapitalistischen Drucks ist anders für den Proletarier in England, in den Vereinigten Staaten, in Australien oder in Neuseeland, anders in den Oststaaten Europas oder in Deutschland. Dieser Grad der Teilnahme an der allgemeinen Kultur auch für das Proletariat wird bestimmt einmal durch die organisierte wirtschaftliche Selbsthilfe der Arbeiter, die unmittelbar den Kampf gegen das Unternehmertum führen und ihm Zugeständnisse abzwängen, dann aber durch die politische Verfassung des Landes, in dem der Proletarier seine Arbeit verrichtet. Der stärkste Beweis, daß in der Tat der Kampf der Arbeiterschaft letzten Endes ein politischer Kampf sein muß, wird durch den Vergleich erbracht, der zwischen der Lebenshaltung derselben Proletarier in den einzelnen Ländern gezogen wird.

Es läßt sich von Hause aus vermuten, daß die Lage der Arbeiter um so ungünstiger ist, je rechtloser er ist, je unfreier in der politischen und wirtschaftlichen Beeinflussung seines eigenen Schicksals. Das krassste Mißverhältnis zwischen den machtvollen Bestrebungen des organisierten Proletariats und seiner Lebenshaltung muß sich in einem Lande zeigen, wo gleichzeitig sich die Industrie ungeheuer rasch entfaltet und eine geradezu vorgezeichnete wirkende Politik einer feudalaragrischen herrschenden Klasse die Macht hat. Deutschland ist das klassische Land dieses Widerspruchs. Auch ohne Einzeluntersuchungen kann man vermuten: die gewaltige Kraft der proletarischen Organisationen wird sich beweisen in Lohnhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen. Die agrarische Politik aber wird die Lebenshaltung wieder so stark belasten, daß der Arbeiter wieder als Konsument verliert, was er als Produzent gewonnen hat. Masche industrielle Entwicklung bei starker Bevölkerungszunahme bedeutet riesige Steigerung des Bedarfs an Lebensmitteln und an Beschäftigten in den konzentrierten Siedlungen der großen Städte. Ein Ausgleich kann nur gefunden werden, wenn die Erzeugnisse des Weltmarkts zur Versorgung des Industrie-Proletariats zu Hilfe genommen werden. Sperri sich aber das Industrieland agrarisch ab, so entsteht notwendigerweise eine immer unerträglicher werdende Spannung zwischen dem erarbeiteten Lohn und den Kosten der Erzeugnisse, für die man ihn auswendet. Die Teuerung der Gegenwart ist allerdings eine internationale Erscheinung, wesentlich dadurch bedingt, daß überall auf der Erde sich Industrie entfaltet. Aber innerhalb dieser allgemeinen Erscheinung verschärft sich die Teuerung dort, wo ein Industrieland nach den Interessen einer agrarischen Klasse regiert, d. h. ausgebeutet wird. So wird — das läßt sich, ohne eindringende Sonderuntersuchungen als wahrscheinlich einsehen — Deutschland vielleicht das Land sein, in dem der Industrielapitalismus in der raschesten Zeit die unermesslichsten Reichtümer aufgehäuft hat, in dem — dank den Arbeiterverbänden — die Löhne rasch und erheblich gestiegen sind, wo aber zugleich auch, infolge des verhängnisvollen Dreibundes des Junkertums, des mit ihm verknüpften Merkantilismus und der schweren Industrie die Lebenshaltung am meisten verteuert und erschwert ist.

Diese Mutmaßung wird durch jede genaue vergleichende Darstellung der proletarischen Lebensbedingungen in den einzelnen Ländern erhärtet. Deutschland ist in der Tat in einem ganz kurzen Zeitraum aus einem sehr wohlfeilen Lande das teuerste Gebiet Europas geworden, und es drohen katastrophale Ereignisse, wenn die bisherige Wirtschaftspolitik einer kleinen Gruppe von agrarischen und schwerindustriellen Interessenten fortgesetzt wird.

Dies ist das warnende Ergebnis einer Schrift, die seihen der Verein für Sozialpolitik an seine Mitglieder versendet: Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im 19. Jahrhundert. Von Dr. Karl von Lyszkla. Der Verfasser, der im Statistischen Amt der Stadt Leipzig tätig ist, hat in dieser sorgfältigen Untersuchung die Löhne und Lebenskosten der Proletarier in Frankreich, England, Spanien und Belgien vergleichend dargestellt, und sie in einem Anhang mit der gegenwärtigen Lage des deutschen Proletariats kontrastiert. Das entscheidende Ergebnis ist, daß in dem freihändlerischen England die Entwicklung genau umgekehrt verläuft, wie in dem hochschulzöllnerischen Deutschland. Innerhalb Deutschlands selbst zeigt sich ein auffälliger Unterschied zwischen Preußen, wo die Steigerung des Unterhalts ganz ungeheuerlich ist und zwischen dem Süden, wo bis in die letzte Zeit hinein die Zunahme der Lebenskosten noch geringer war, allerdings in der unmittelbaren Gegenwart die Anspannung um so schärfer sich vollzogen hat.

Die englische Entwicklung zeigt vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ein unablässiges Fallen der Haushalts- und der Lebenskosten; in den letzteren ist außer den Ausgaben für Nahrung auch Miete, Heizung, Beleuchtung, Kleidung und Wohnung einbegriffen. Auch im 20. Jahrhundert bleibt die Steigerung der Haushalts- und Lebenskosten in England gering. Am furchtbarsten war die Teuerung in England in der Zeit des Weltkrieges mit Frankreich. Seht man die Zeit von 1896 bis 1900 hinsichtlich der Unterhaltskosten gleich 100, so waren die englischen Haushaltskosten in den Jahren 1811 und 1815 bis auf 275,9 gestiegen. Sie waren also fast dreimal so hoch wie am Ausgang des 19. Jahrhunderts, und sie erhoben sich im 20. Jahrhundert nur bis 111,7 (Haushaltskosten), 108,9 (Lebenskosten). Daß sich in England die allgemeinen Lebenskosten in letzter Zeit noch günstiger entwickelt haben als der Aufwand für die Ernährung, ist durch das Sinken der Mieten veranlaßt worden.

Den umgekehrten Weg nimmt die Entwicklung in Preußen-Deutschland. Seht man auch hier die Haushaltskosten der Jahre 1896/1900 gleich 100, so finden wir seit dem Beginn zuverlässiger statistischer Aufzeichnungen ein ununterbrochenes und im 20. Jahrhundert stürmisches Ansteigen der Teuerung. 1821 bis 1825 betrugen die Lebenskosten 48,1, 30 Jahre später 86,1, nach dem deutsch-französischen Kriege steigt die Kurve bereits auf 111, sinkt dann vorübergehend ein wenig und erreicht 1906/1912 die Höhe von 127. Innerhalb eines Jahrhunderts ist also die Lebenshaltung in Deutschland fast dreifach verteuert, wie in England auf fast ein Drittel verbilligt worden. Viel günstiger stellt sich die Entwicklung der Lebenskosten in Frankreich und Spanien. Freilich ist auch in allerletzter Zeit seit 1911 die Teuerung in Frankreich empfindlich gestiegen. In Belgien ist heute die Lebenshaltung billiger als zwischen 1866 und 1880, gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts aber ist auch hier die Teuerungskurve steil ansteigend.

Nun sind in Deutschland auf der anderen Seite die Nominal-Löhne auch am raschesten gestiegen. Diese Steigerung beweist aber noch nichts für die Kaufkraft der Löhne, die erst die Real-Löhne darstellt. Seht man den Reallohn, d. h. den wirklichen Wert des Lohnes 1900 gleich 100, so sank der Reallohn 1910 in Großbritannien auf 92,2, in Preußen dagegen ohne Mietaufwendungen auf 82,9, mit Miete sogar auf 79,6.

Die Schlussbetrachtungen des Verfassers sind hinsichtlich der deutschen Entwicklung denn auch sehr düster gefärbt: „Ein Ende der Teuerung ist bei Beibehaltung der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik in Deutschland gar nicht abzusehen. Man wird im Gegenteil damit zu rechnen haben, daß die Vertierung der notwendigen Lebensbedürfnisse eine immer größere und schwerere wird, so lange, bis es der Industrie, und zwar zunächst dem wichtigsten Zweige, der Exportindustrie, unter dem Druck der günstiger arbeitenden Auslandskonkurrenz nicht mehr möglich sein wird, durch fortgesetzte Lohnhöhungen die Verschlechterung der Lebensbedingungen auszugleichen. Dann freilich wird, unter furchtbaren Arbeitskämpfen, die Nachfrage nach Agrarprodukten allmählich zurückgehen; zunächst infolge Einschränkung des Mehrbedarfs pro Kopf, da dem Emporsteigen der unteren Schichten die Verschlechterung des Lebensstandards sehr bald Einhalt gebietet. Dann aber wird auch jene von allen Staatsmännern bisher gefürchtete Erscheinung, die schon heute ihren Schatten vorauswirft, Stöckung der Bevölkerungszunahme infolge Rückganges der Geburtenziffer, nicht nur bei den oberen Klassen, sondern auch bei dem großen Kräfte-reservoir des Volkes, den unteren Schichten eintreten, und die Nachfrage nach Lebensmitteln auch aus diesem Grunde, und zwar nun endgültig und für die Dauer zurückgehen.“

Das sind die Aussichten für die deutsche Zukunft. Aber schon heute steht über Deutschland, durch die Absperrung der Lebensmittelfuhr vom Weltmarkt, das Verhängnis, das der Verfasser, auf Grund seiner statistischen Nachweise, in dem Satz ausdrückt: „Deutschland ist heute vielleicht das teuerste Land in Europa.“ Die Lohnaufbesserungen hatten nicht mehr Schritt mit der Vertierung. Hier liegt die Ursache, warum Deutschland auch politisch im Rate der Völker entvurzelt wird, während England, wie Lyszkla hervorhebt, gerade durch seine kluge Wirtschaftspolitik die Führungsrolle in Europa inne hat.

D. gl.

Eine Karnevalsgeſchichte von Leo Kolisch.

Dös glaabst! Das war halt einmal ein Abenteuer! Ich verdanke es der chaovinistischen Lieberlichkeit einiger Kreolenjünglinge. Da sah ich einmal, kurz vor Karnevalsſchlus war's, in einem kleinen Ort der argentinischen Provinz San Luis. Dort arbeitete ich seit kurzem in der Eisenbahnwerkſtätte, die etwa vierzig Leute beſchäftigte. Außer dem rheinländischen Ingenieur war ich der einzige Europäer und fühlte mich sehr wohl in der indianischen und kreolischen Geſellſchaft; hatte mir doch erst kurz vorher eine unangenehme Geſchichte die Lebensregel „Nur keine Napolitaner oder Spanier“ eindringlich und überzeugend eingeſchrieben.

Also ich bin schon bei der Sache.

Eines Abends hatten wir über argentinische Sitten und Gebräuche debattiert, und ich hatte dabei die Anſicht vertreten, daß ein Europäer überall Vertrauen und Eingang finde, wenn er anständig aufträte. Einige Kreolen widerſtritten heftig: Ja, die argentinische Gaſtfreundſchaft ſei auf der ganzen Welt berühmt; aber über die höfliche Bewirtung hinaus gingen die „Hijos del pais“, die Kreolen, nie! Woraus ſich dann eine Wette ergab. Ich behauptete, in vierundzwanzig Stunden in einer feinen Kreolenfamilie vollständig heimisch werden zu können und ſetzte zwanzig Peſos ein. Hoſngelächter der jungen Gauchos; ſie ſetzten vierzig Peſos dagegen, ſo daß ich also noch ganz hübsch bei dem Vergnügen verdienen würde.

Am nächsten Tage erzählte ich dem Rheinländer, Don Gustavo Adolfo Schulke (die Kreolen ſagten Tſchuleke) von der Wette, und der war ſofort mit bei dem Spaß. War überhaupt ein feiner Kerl. Dienſtlich etwas zugeneigt, aber ein wohlmeinender Freund und ein luſtiger Geſellſchafter. Oft ſaßen wir zwei, er, der Betriebsleiter und ich, der Eiſendreher, im einzigen Hotel des Puebloſ und klappten. Gründlich.

Der Karnevalsſonntag kam heran. Ich zog meinen ſchwarzen Anzug aus Tageslicht, klopfte den ſchwarzen Pfeffer heraus, borgte mir von meiner dergeltigen Pflagemama, der etwa dreißigjährigen Witwe Mercedes Anila Gonzalez Herrera ein vorſintfluſſiches Bügelleisen, Nadeln, Zwirn, beſorgte mir als Fleckenwäſche eine Flaſche extra ſtarke Maishranntwein und renovierte. Reinenwäſche konnte ich in dem Prärienest nicht aufſtreiben. Dafür aber gab es ganz brauchbare Papiertragen. Die Krawattenfrage machte mir noch weniger Sorgen. Ein ſchönes blau und rot kariertes Seidentuch ſeinfester Sorte (mein Gott, die vierzig Peſos waren doch schon ſo gut wie mein!) knüpfte ich in zierliche kunſtvolle Maſchen und der obere Gentleman war fertig. Na, und auf die Stiefel kam es wahrhaftig nicht ſo an. Die Campeſinos ſind an die abenteuerlichſten Fußbekleidungen gewöhnt. Ich hatte übrigens da ein Paar große ſchwere Zuchtiſtiefel, die mich daheim bare vierundzwanzig Kronen gekoſtet hatten. Die mußten ſich, ſein gewicht, überwältigend ausnehmen. Was ſie auch taten.

So ausgerüſtet ritt ich am Karnevalsſonntag los nach der Eſtancia „Los tres Leones“ („Die drei Löwen“), in der Taſche einen Brief meiner Wirtin an den Eſtanziero Don Manuel Carlos Murbalde Gonzalez. Auf dem Wege überholten mich eine Menge Rampaſtaker, die gar grazil auf den im „Tranco“ trabenden, ſilbergeſchmückten Gäulen ſaßen. Sie mußerten den Gringo im ſchwarzen Anzug und bunten Poncho ſehr mißtrauiſch, fanden es aber unter ihrer Würde, außer dem üblichen Gruß ein Wort an mich zu verlieren.

So kam ich, müde vom Ritt und der Spätsommerhitze des Februars und natürlich hungrig wie ein Wolf noch vor Mittag auf der Eſtancia an, auf der ein Ballfeſt für die umliegenden Güter gefeiert werden ſollte. Vor der Bronzkluge (Leutehaus) hielt ich, ſprang ſo elegant als möglich aus dem Sattel, zog meine Wrieſtaſche und entnahm ihr mit großartiger Geſte den Brief und meine Karte. Meine Karte! Hatte nämlich beim Ingenieur welche fabriziert. Feiner Zeichenkarton, erſtklaſſige Tuſche; und erſt die Schönſchreibekunſt! Und dann die Aufſchrift: „Leo Kolisch, Weltreiſender. D. gl.“

Dös glaabst! Einen Peon hat ich, meine Karte im Herrenhaus abzugeben und gleich darauf ſtand ich in einem Wirbel reichgeſchleiderter Kreolen, anmutiger Mädchengestalten und wohlbeleibter Frauen und mußte die ganze getragene Feierlichkeit eines argentinischen Gaſtempfanges mitmachen. Den Don Manuel Carlos (ich bin ja schon hüll) beſchiedigte der Brief ſeiner Waſe (alle Kreolen ſind irgendwie untereinander verwandt) augenſcheinlich ſehr. Das war kein Wunder, denn meine kleine Wirtin wußte ja nicht, auf welch beſcheidener Sproſſe der ſozialen Stufenleiter heutzutage ein braver Eiſendreher zu ſtehen kommt. Dagegen ſah ſie mich öfter mit dem Herrn Ingenieur promeneren, wußte, daß ich mit ihm klappte; also mußte ich schon wer ſein.

Der gute Eindruck war da. Zumal ich mich ſorgfältig mit der Pflege meines Geſichts und der Hände beſaſt hatte, ehe ich fortging. Während des Eſſens bemerkte ich, wie die Geſellſchaft meine Tiſchmanieren kontrollierte. Da war aber nichts zu tabeln; denn richtig eſſen hatte ich gelernt. Höchſtens, daß viele ſich wunderten, wenn ich das Meſſer ſo excluſiv zum Schneiden verwendete und daß ich nicht wie ſie Wein und Suppe, Kaffe und Kompotte durcheinander verſchlang. Auch meine Haltung

war auſcheinend genügend gravitativ, am meiſten aber hatte ihnen wohl die Karte imponiert mit dem deutſchen Titel und den geheimnißvollen Buchſtaben unter ihm. Als einziger Europäer beſam ich den Ehrenplatz zwischen der Hausfrau und der älteſten Tochter, einer jungen, zwanzigjährigen Frau. Witwe, wie ich ſpäter erfuhr. Die Mutter Donna Ana Teresa war schon in jenen Jahren, in denen die Diſtinguodamen excluſiv die Kirche zu leben anfangen. So drehte ſich das Geſpräch um Kirchen, Klöſter und Geiſtliche. Ich erzählte ihr, in meiner katholiſchen Heimat ſei eine Kirche, deren Turm höher ſei als der Eiſelturm. Die Beichtſtühle ſeien dort alle ſo groß wie kleine Zimmer und mit Warmluſtheizung verſehen. Das billigte die Gute zwar nicht; denn die Frömmigkeit ſei doch nicht zum Vergnügen auf der Welt. Aber verſchiedene andere Damen erklärten dieſe Einrichtung für ſehr praktiſch. Rozita, die Tochter, ſchlüſterte mir zu, ſie ginge überhaupt nicht gern beichten; die Sympathie war da! Ein anweſender Kaplan belobte mich ſehr, weil ich aus Oeſterreich ſei. Das iſt ein ſchönes, braves Land, ein gut katholiſches Land. Die Beſörden ſind dem Papſt untertan und die geiſtlichen Herren ſind die wichtigſten Berater der Krone. Ich konnte das mit gutem Gewiſſen beſtätigen; ſonſt aber, ſagte ich höflich, laſſe ſich in Oeſterreich ganz gut leben. Der Wiß fiel zu meinem Glück glatt unter den Tiſch.

Aber was, Pfaffen und ältere Damen! Ich wollte doch meine Wette auf die angenehmſte Weiſe gewinnen. Da war meine Nachbarin zur linken, die Tochter. Oh Rozita, den Karneval vergeſſe ich dir nie! — Die Unterhaltung mit der blutjungen Frau war ganz eigenartig. Der Mund redete lange noch von Kloſterleben und kirchlichen Feſten, als ob die Augen behandelten schon viel weltlichere Themen. Kaum eine Stunde waren wir beſamt, da fragte ſie mich ſchon, ob ich unverheiratet ſei. Ich konnte das ruhig behaupten und es ſchien mir, als ob die junge Frau ſehr beſriedigt ſei von meiner Antwort. Ob ich denn nie ans Heiraten gedacht hatte? — Nein, ich bin ja noch ſo jung. Und dann wiſſen Sie, ein Weltreiſender. . . . Sie ſchüttelte den prachtvollen Kopf und meinte, man könne doch auch mit einer Frau reiſen. Ich erklärte ihr, daß nur wenige Frauen zum Reiſen Talent haben und daß die Reiſe zu Zweien das vierfache Geld koſte. Und Geld ſei rar. Das leuchtete ihr wieder nicht ein. Geld gäbe es genug auf der Welt. Und reiſen müſſe herrlich ſein! Sie ging aufs Ganze, die ſchöne Rozita!

Doch jeht, welch Ehre! Der Hausherr widmete mir einen Trinkspruch. Er ſprach von dem lieben jungen Gaſte, dem beſannten Weltreiſenden d. gl. Leon Roz. . . . — den Namen brachte er nicht heraus — und trank auf mein Wohl, auf eine gedeſchliche Freundschaft zwischen dem großen Oeſterreich und Argentinien (damals war die dünne Heze gegen das argentinische Gefrierfleiſch noch nicht aktuell) und ſchloß mit den denkwürdigen Worten: Der große Kaiſer unſeres Gaſtes, Kaiſer Franz Wilhelm von Oeſterreich, er lebe hoch — viva — viva — viva! Und wahrhaftig, ich machte das Kaiſerſch mit. Eſtens hatte es eigentlich mir gegolten und dann den Monarchen, den des Hausherrn Politiſt da erſand, konnte ich schon hochleben laſſen. Mein Dank war wohl etwas eigenartig, geſiel aber trotzdem ſehr, da er ſehr geſühllvoll herauskam. Weil nämlich die Rozita neben mir ſaß und ihre bräunlichen kleinen Finger nicht an meine Hand geſchoben hatte.

Das Ballfeſt fand mich, wenn ein europäiſcher Tanz kam, als ſleichen Mann. Die argentinischen Tänze aber überließ ich wohlweislich den Kreolen. Von dieſen Künſten hatte ich doch noch zu ſpärliche Kenntniſſe. Die Kreolen wieder empfanden meine Zurückhaltung als internationale Höflichkeit und waren ſehr zufrieden mit mir. Und auch der Umſtand, daß die Rozita einmal die „Chilena“ und den „Fandango“ im Stich ließ, um bei mir ſitzen zu bleiben, konnte das Wohlwollen gegen mich nicht mindern. Angeſichts all dieſer Liebenswürdigkeit ſielen mir die Wette und beſonders die zwei Buchſtaben auf meiner Karte ſchwer auf die Seele. D. gl.!

Aber dann dachte ich daran, daß doch heute Karneval ſei. Und drückte der ſchönen Rozita das weiche Händchen. Sie ſeufzte und drückte wieder. . . . An die Stunden bis zum Abend erinnere ich mich nur verworren. Ich weiß nur, daß ich weiter ſchwakte, tanzte, verliebte Reden führte, zärtliche Händedrückte tauſchte, roten Mendoginerwein trank und an einem prachtvollen Speiſebreten teilnahm. Und dann war ich plötzlich in der Tiefe des Gartens, um mich brannten herrliche Blumen, ich atmete köſtliche Düfte und ich hielt Rozita in den Armen. . . . Jemandwo in der Ferne rief jemand; ſie machte ſich los: „Nicht jeht!“

Nicht jeht! Welch ein berauſchendes Verſprechen lag in dieſer Abwehr. „Ich ſchreibe auf, was weiter.“ Und fort war ſie.

Ich aber brauchte lange, um mich abzukühlen. Dann kam der Abſchied. Ich dankte herzlich für den ſchönen Tag, der mir, dem landfremden Wanderer, wie vom Himmel gefallen, beſchert worden war. Die Gattin des Eſtanzieros war beinahe gerührt und forderte mich beſtimmt auf, recht bald wiederzukommen; meinen Handkuß erwiderte ſie durch einen mütterlichen, mitten aus dem Mund. (D. gl., dachte ich mir.) Als ich noch all den zeremoniöſen Floſkeln endlich, ein wenig betört, im Sattel ſaß, trat Rozita nochmals an mich heran. Und während ich ihre Hand ein letztes Mal küßte, fühlte ich, wie ſie mir etwas in den Stiefelſchaft ſchob. Rozita! — — —

Als die Eufaphysbäume der Estanza hinter der nächsten Kaskaden verschwanden waren, griff ich nach dem Brief; er enthielt nur zwei Sätze: „Bei dem zweiten Heng reite links ab bis zu dem großen Windmotor. Dort wart!“

Durch die mondbeglänzte Pampa, durch verstruppertes Buschwerk ritt ich wie im Traum. Ein Gürteltier lief über den Weg, kleine Mager huschten rascheln in ihre Höhlen, ein Kätzchen flog zankend auf, ein Trupp weidender Pferde flog vor dem eiligen Reiter in die unermessliche Pampa. Ich aber sah nur das schlanke Eisengerüst mit den schmalen Flügeln dort in der Ferne. Und dann stand mein Pferd vor dem großen Lumpel, aus dem die Windmühle unermüdlich Wasser heraufholte. Lange wartete ich. Weit weg hörte ich einen Wagen knarren. Er schien sich zu nähern, dann aber hörte das Rädergeräusch auf. Dort, wo es zuletzt ertönt war, sah ich jetzt einige Lichter aufblinken. Da war wohl irgendein Haus. Und ich wartete weiter. Bis aus derselben Richtung Fußschläge erklangen. Diesmal kamen sie aber auf mich zu, in gerader Linie auf mich!

Mozita! . . . Und dann sah ich wieder im Sattel; ein kurzer Ritt und wir gingen behutsam durch den Garten über den Hof, durch die marmorgestaltete Vorhalle in das Haus Mozitas. Ein Karnevalscherz sollte es sein. Aber daran dachte ich nun nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in einem prächtigen Dome stünde und beten würde. Das junge Weib neben mir, was hatte denn die nur für Augen? Die großen schwarzen Sterne blickten auf einmal so unendlich rein und ernst, und um den süßen Mund lag ein weiches, zartes Lächeln. Und ich sank vor ihr in die Knie, und wahrhaftig, ich betete. — — —

Der Landsmann Ingenieur machte große Augen, als ich, der verloren Geglaupte, drei Tage später, am Aschermittwoch, angekrochen kam und mich zur Arbeit meldete; und gar erst, als ich ihm meine Abenteuer erzählte, so weit es über meine Zunge wollte. — Die Wette hatte ich gewonnen, aber mir lag nicht mehr viel an dem Gewinn. Die Gegner wollten es auch nicht recht glauben; als ich ihnen aber nach zwei Tagen einen Brief des Don Manuel Gonzalez zeigte, in dem er mir sehr für das Vergnügen meines Besuches dankte und mich dringend für einige Wochen einlud nach „tres leones“, gaben sie doch klein bei. Also, ein Weltreisender kann immer Geld brauchen, d. gl.! Darum bereiteten mir die vierzig Pesos nicht viel Verlegenheit. Mehr Kopfschmerzen machte mir schon die Sache mit Mozita: Was nun?

Ich könnte da ja Verschiedenes erzählen. Entweder, Mozita hätte mir einen Brief geschickt mit dem lakonischen Bescheid, alles müsse ein kurzer schöner Traum bleiben. Oder, mein Landsmann hätte mir geraten, ich solle möglichst bald verschwinden, eifersüchtige Gauchos seien hinter mir her. Aber ich bleibe hübsch bei der Wahrheit. Eine Woche später war ich Verwalter auf der kleinen Estanza Mozitas. Dort blieb ich, und wir hatten glückliche Zeiten, das könnt ihr mir schon glauben. Wenn ich trotzdem in jenen doch sehr verlockenden Hafen der Ehe nicht gelandet bin, so hatte das seinen Grund darin, daß die schöne Mozita plötzlich einen alten Herrn, Parteigänger ihres Vaters, heiraten mußte. Dieser nämlich wollte durchaus Gobernador von San Luis werden. Ich glaube, auch ihre erste Heirat hatte einen solchen politischen Hintergrund. Jetzt noch, so wie Mozita es verlangte, bei ihr zu bleiben, wäre unvorsichtig gewesen. Denn das ist doch klar: Je älter der Ehemann, desto eifersüchtiger! So kam es doch noch zu dem Brief mit dem schönen Traum, der nun aufhören mußte. Nur daß ich den Brief schrieb, nachdem ich schmerzlich Urlaub genommen hatte. Ich ging dann nach Chile. Ein Jahr später, wir schrieben uns noch manchmal, bekam ich ein Bild: Mozita, schöner als je, mit einem Kind auf dem Arm. Das war mein Andenken an unseren Karneval. O Mozita!

Wah! Und so wird wohl ein Sohn von mir dereinst Präsident der argentinischen Republik werden. Und, da ich einer langlebigen Familie angehöre, werde ich das sicher noch erleben. Dann fahre ich hinüber zu ihm und zur Mozita, deren alter Herr doch dann schon längst tot ist und etablierte mich als Minister für äußere, innere und überhaupt sämtliche Angelegenheiten. D. gl.!

Kleines Feuilleton.

Verkehrswesen.

Zeitsignale durch Funkentelegramm. Eine der ersten Aufgaben, die man der vor einigen Jahren in Norddeutsch errichteten Reichsfunkstation zugewiesen hat, war die Ausgabe der Greenwicher Mittags- und Mitternachtszeit, die für die bei uns gebräuchliche mitteleuropäische Zeit die Stunden von 1 Uhr mittags und 1 Uhr nachts bedeutet. Diese Zeitsignale, die sowohl von Schiffen als auch von Sternwarten und Normalzeitgesellschaften aufgenommen werden, werden in einer Weise gegeben, die schon eine ganze Weile vorher die Aufmerksamkeit des Empfängers auf das zu erwartende große Ereignis lenkt und ihn somit absolut parat sein läßt. Zunächst wird 7 und 8 Minuten vor 1 Uhr das Signal „Achtung“ gegeben, worauf alle Empfangstationen ihre Apparate auf die Wellenlänge von Norddeutsch abstimmen können. 1 1/2 Minu-

ten vor 1 Uhr wird nochmals das Zeichen „Achtung“ gegeben und dann folgen nach einer kurzen Pause eine Anzahl Gruppensignale, deren letztes genau auf 1 Uhr endigt.

Bis jetzt existieren außer der Zeitwarte in Norddeutsch solche in Paris (Eiffelturm), Cambridge bei Halifax (Canada) und Arlington (Washington). Es hat sich aber in der Praxis ergeben, daß die von diesen Stationen ausgehenden Zeitsignale, die jede auf den Zeitstellungen eines anderen Observatoriums beruhen und die auch in der Zusammensetzung der Zeichen und teils auch in den Längengraden von einander abweichen, nicht genau übereinstimmen. So haben denn im Oktober 1912 und Oktober 1913 in Paris Konferenzen zur internationalen Regelung des Zeitsignaldienstes stattgefunden, die für die Lösung dieser Aufgabe die denkbar genaueste wissenschaftliche Basis geschaffen haben. Wie die „Amschau“ mitteilt, wurde bereits auf der ersten Konferenz die Gründung eines Internationalen Zeitausschusses und eines Zeitamtes in Paris beschlossen. Ferner wurde beschlossen, eine Zentrale für funkentelegraphische Forschungen in Brüssel zu errichten. Die Funkstation Eiffelturm wird künftig die Normalzeit repräsentieren. Da ihre Signale aber nicht über die ganze Erde reichen, so sind noch an neun anderen Punkten Signalstationen einzurichten. Deutschland z. B. würde nach wie vor seine Signale aus Norddeutsch erhalten. Die teilnehmenden deutschen Sternwarten, die diese Signale aufnehmen, vergleichen sie nun mit ihren eignen astronomischen Zeitstellungen und teilen die sich ergebenden Unterschiede dem Observatorium in Wilhelmshaven (durch das Norddeutsch bedient wird) mit. Wilhelmshaven zieht aus den ihm zugegangenen Verbesserungen das Mittel und teilt dieses telegraphisch der Pariser Station mit. Aus sämtlichen ihm zugehenden nationalen Verbesserungen nimmt nun das Pariser Bureau die internationale Verbesserung und teilt diese so zeitig den einzelnen nationalen Stationen mit, daß die dortigen Uhren bereits für die nächste Signalgebung richtig eingestellt werden können.

Damit wird also die denkbar möglichste Genauigkeit erzielt, die für die praktischen Zwecke auf etwa 1/4 Sekunde abgestimmt ist. Die Eiffelturm-Station gibt aber täglich noch einmal Signale aus, die wissenschaftlichen Zwecken dienen und den Gang der astronomischen Uhren regeln sollen, und hierbei wird die Exaktheit bis auf noch weit geringere Bruchteile einer Sekunde getrieben. Der Tag, an dem alle diese Einrichtungen in Kraft treten werden, ist noch nicht sicher festgestellt, wird aber voraussichtlich noch in das laufende Jahr fallen.

Völkerrunde.

Die umstrittenen Lappen. Die Nachricht, daß eine österreichische Expedition, die sich die Aufgabe setzt, ethnographische und anthropologische Studien bei den Lappen zu treiben, in der Bildung begriffen ist, ist in Norwegen mit ziemlich gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Es haben sich Stimmen erhoben, die darauf hinweisen, daß die Erforschung der Lappen in erster Linie Aufgabe der norwegischen Wissenschaft sein müsse, und besonders wird eine eifrige Polemik dagegen betrieben, daß die ausländischen Expeditionen sich des kulturhistorischen Materials des Lappenvolkes bemächtigen und norwegische Sammlungen das Nachsehen haben müssen. Was bis jetzt in Norwegen an ethnographischem und anthropologischem Material über das Lappenvolk gesammelt worden ist, ist sehr wenig und dabei äußerst lückenhaft. Dafür sind andere Völker um so fleißiger gewesen, und Jahr für Jahr hat eine ausländische Expedition nach der anderen ungehindert im nördlichen Norwegen Arbeiten und bedeutsame Funde machen können, die jetzt in viele europäische Museen verstreut sind.

Der norwegische Staat hat es bislang abgelehnt, den norwegischen wissenschaftlichen Expeditionen eine pekuniäre Unterstützung zuteil werden zu lassen. Jetzt aber hat sich der durch die Bearbeitung der ethnographischen Sammlungen von Amundsens Gjøa-Expedition bekannte Dozent an der Christiania Universität O. Solberg an die Regierung bzw. an den Storting mit der Bitte um Bewilligung eines Zuschusses von 6000 Kronen zur Unterstützung seiner Lappenexpedition gewandt. Dr. Solberg beabsichtigt, seine Studien im Arkte Nord-Trondhjem zu beginnen und dann planmäßig die alten Lappengräber, Opferplätze usw. zu erforschen, die dort besonders reich sein sollen, um so neue Streiflichter über die religiöse Kultur der Lappen zu erhalten. Von da aus wird er nordwärts vorwärts gehen, und da er natürlich die weitestgehende Unterstützung der Landesverwaltungen genießen wird, so steht zu erwarten, daß er ein reiches Material zu sammeln imstande ist.

Gleichzeitig hat auch Professor Schreiner eine Forschungsreise in das Gebiet der Lappen geplant, zu der ihm von privater Seite Mittel zur Verfügung gestellt worden sind. Er wird sein Hauptaugenmerk auf anthropologische Studien richten und u. a. auch die alten Lappengräber öffnen lassen, um an den Skeletten Messungen vornehmen zu können. Daneben wird er die jetzt lebenden Lappen anthropologisch aufnehmen. Von diesen Studien erwartet Professor Schreiner bedeutende Resultate über die Wirkung der verschiedenen Mischkreuzungen, die im Laufe der Zeit in diesen Gegenden stattgefunden haben und fortwährend noch stattfinden. Für die Erblichkeitsforschung werden diese Untersuchungen von größter Bedeutung sein.